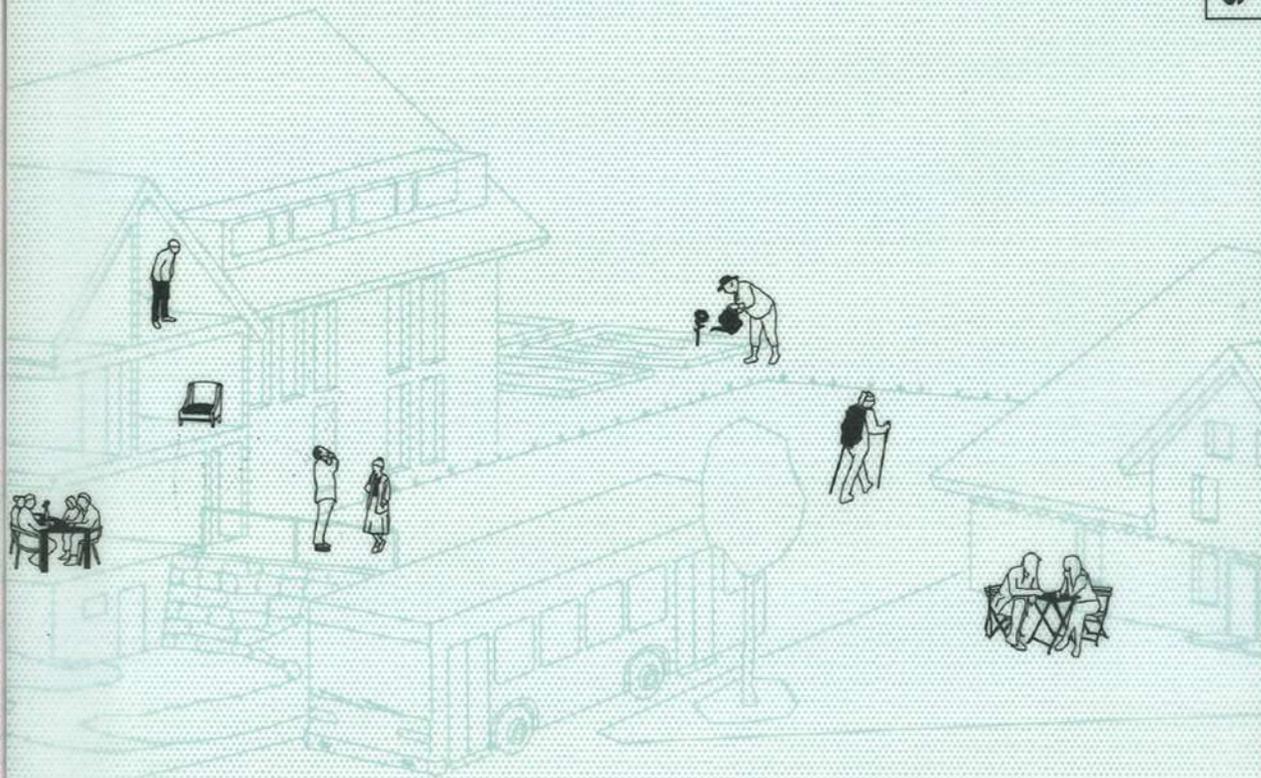
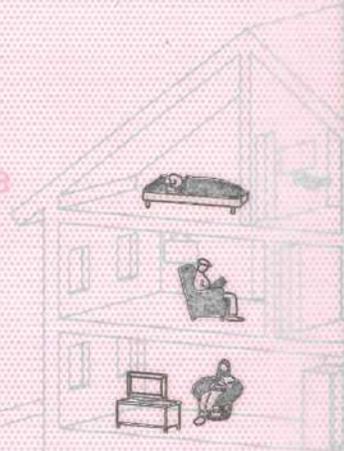


In Österreich entstehen derzeit viele neue Gesundheitsinitiativen und -einrichtungen ebenso wie innovative Versorgungskonzepte. Space Anatomy zeigt, wie und wo diese geplant und umgesetzt werden und welche Folgen das für Städte, Gemeinden und den unmittelbaren Alltag in der Nachbarschaft mit sich bringt. Anhand von Beiträgen von Monika Ankele, Cor Wagenaar und Janina Kehr sowie mehreren Gesprächsrunden mit Expert:innen nimmt dieses Buch die Bedeutung von Architektur und Raumplanung für die räumlichen Aspekte von Gesundheit und Public Health in den Fokus. Zahlreiche in Österreich realisierte Projekte – von Gesundheitszentren über Pflegeheime bis hin zu den Ergebnissen privater Initiativen – werden als Beispiele vorgestellt.



SPACE ANATOMY – Die räumliche Dimension österreichischer Gesundheitspraxis

RAUM | **ANA** | **TO** | **MIE**, die; -n [spätlat. anatomia < griech. anatomía, zu anatemnéin = aufschneiden; se-zieren]; Wissenschaft vom Bau des Raums u. seiner Elemente; systematische Raumanatomie

JOVIS



Magdalena Maierhofer, Evelyn Temmel, Judith M. Lehner, Kathrin Schelling, Lene Benz (Hg.)

DW Die Pflegehäuser, die wir geplant haben, sind vorwiegend für höhere Pflegestufen. Die Bewohnerinnen, die in diesen Pflegehäusern untergebracht sind, sind nur in einem gewissen Rahmen selbstständig. Der Bezug zum öffentlichen Leben ist hier nur bedingt gegeben, aber natürlich ist es auch in diesen Häusern das Ziel, ein möglichst «normales» Leben zu führen. Es gibt diesen schönen Begriff des Normalitätsprinzips, dass man versucht, das Umfeld so zu gestalten, dass derjenige sich nicht viel anders als zu Hause fühlt. Das ist die Theorie und mit gewissen Mitteln der Architektur, des Lichts, der Raumstimmung kommt man zumindest in die Nähe dieses Bereichs. Wir sind dabei sehr stark darauf angewiesen, wie die einzelnen Heimbetreiber, die die wichtigste Schnittstelle sind, ihre Aufgabe erfüllen möchten. Unsere bisher fertiggestellten Projekte in Vorarlberg, in der Steiermark und in Kärnten sind als Wohngruppenmodelle geplant, wo jeweils maximal 15 bis 16 Menschen zum Miteinanderleben in einer Wohngruppe untergebracht sind und eine Alltagsmanagerin als ständige Ansprechpartnerin für die jeweiligen Bewohner fungiert. Das entwickelt sich nun weiter in eine neue Generation von Pflegeheimen, wo vor allem deren Verortung im Kontext der Stadt oder im Ort eine ganz wichtige Rolle spielt, damit noch mehr Durchmischung mit dem öffentlichen Leben außerhalb des Heims stattfindet.

Es geht also mehr darum, ein familiäres Gefühl durch diese neuen Typologien zu entwickeln, als in einem Haus zu leben, wo man ständig neue Menschen und neue Gesichter trifft. Das Hauptziel ist es, dass eine Vertrautheit und ein Wohlgefühl entstehen. Da gibt es keinen so großen Unterschied – bis auf das Thema des Pflegebedarfs –, ob man ein älterer Mensch ist und in einem Heim wohnt oder in einer Studierenden-WG mit ein paar mehr Bewohner:innen.

GE In der Planung von Pflegeheimen geht es in erster Linie um Gruppengrößen und Wohnbereichsgrößen. Neben den gesetzlichen Regelungen gibt es diesbezüglich auch Vorgaben vom Fonds Soziales Wien. Es ist ein Zahlenspiel, was die Ober- und die Untergrenze bei der Betreuung durch den Nachtdienst betrifft. Es sollen nicht zu viele sein, aber auch nicht zu wenige, sonst rechnet es sich nicht mit den Personalkosten. Um diese Grenzen nicht zu über- oder unterschreiten, kommt man sehr oft auf zweimal 15 Zimmer pro Wohnebene. Das sind 30 Bewohner:innen auf einer Ebene, die von einem Nachtdienst betreut werden, und zwei Wohngruppen rund um jeweils einen Gemeinschaftsbereich. Innerhalb dieser 15er-Gruppe gibt es im Alltag noch eine Teilung in der Bezugspflege. D.h. eine Pflegegruppe mit ungefähr sieben bis acht Personen wird

immer vom gleichen Personal betreut. Diese Zahlen sind sehr formend und entscheiden auch die Planung.

PB Auch wir vom Verein «kolokation – gemeinsam urban wohnen» gehen von kleinen Einheiten aus und haben auf Basis unserer Recherchen nach der Gründung des Vereins Gruppengrößen von maximal 20 Personen angestrebt. Wobei unser Ansatz vor allem derjenige ist, dass wir das Wohnen der älteren Menschen nicht irgendwo an den Stadtrand verlegen, sondern wirklich Teil des innerstädtischen Lebens sein möchten. Unser Ausgangspunkt war: **Eine Stadt ohne alte Menschen ist keine komplette Stadt, sie ist nicht vollständig.** Mit einem dieser Argumente konnten wir auch ein Projekt in der Seestadt Aspern umsetzen: Auch dort wird es in Zukunft – die Menschen werden absehbar älter – Leute geben, die ungern ihre Wohngegend, ihre soziale Umgebung verlassen, aber für die die Wohnung zu groß ist und an eines der Kinder weitergegeben wird.

Eigentlich würde Wien eben nicht diese großen, 500 Bewohner umfassenden Pensionist:innenheime brauchen, die zwar auch in der Stadt liegen, aber mit ihr nicht vernetzt sind. Wir stellen uns vor, dass alleinwohnende ältere Menschen, denen ihre Wohnung zu groß ist, in eine Gemeinschaft ziehen und den großen Wohnraum für andere Bedürfnisse zur Verfügung stellen. Durch unser Modell soll also wirklich die Großfamilie – von 15 bis 16 Personen – in irgendeiner Form ersetzt werden, mit dem Vorteil, dass man sich die, mit denen man zusammenwohnt, selbst aussuchen kann.

JL Ältere Menschen als sichtbarer Teil der Stadt. Steht dies im Widerspruch zu Alten- und Pflegeheimen, die wenig Austausch mit dem urbanen Umfeld haben? Franziska Leeb, Sie haben sich in Ihrer Publikation mit den damals in Planung befindlichen, großmaßstäblichen Geriatriczentren in Wien beschäftigt.

FL **Ich denke, unsere Gesellschaft ist sehr heterogen und genauso vielfältig sind die Formen des Lebens im Alter.** Als ich damals an dem Buch geschrieben habe, hat man mir erklärt, dass man sich in den Wiener Pensionist:innen-Wohnhäusern, die ursprünglich nicht für Pflegebedürftige gedacht waren, sondern für Leute, die eine bequemere Wohnung benötigen, ab 50 anmelden kann. In unserer Generation oder für unsere Lebensrealität ist das inzwischen völlig absurd. Als diese Häuser vor 30, 40 Jahren gebaut wurden, waren die Menschen einfach gezwungen, mangels Lift aus den kleinen, zum Teil Substandard-Wohnungen in den Gründerzeithäusern



Pflegewohnheim Peter Rosegger, Dietger Wissounig Architekten ZT GmbH
oben: Atrien, unten: Wohngruppe

JL	Judith M. Lehner	FL	Franziska Leeb
PB	Peter Bleier	WS	Wilhelm Sutterlüty
GE	Gea Ebbinge	DW	Dietger Wissounig

Über das Spiel mit Zahlen und die Maßstäblichkeit des Alltags

51

JL Herr Sutterlüty, wie sind Ihre Erfahrungen mit einem kleinen Pflegeheim, bei dem auch betreubares Wohnen an die Pflegestationen angeschlossen ist? Was bedeutet in einem solchen Fall die Differenzierung zwischen den Bedürfnissen des Alter(n)s?

WS Wir betreiben im Wesentlichen ein kleines Pflegeheim von 30 Betten mit betreubarem Wohnen, wobei mindestens Pflegestufe 4 von sieben Pflegestufen für die Aufnahme im Pflegeheim erforderlich ist. Das heißt, die Menschen sind sehr pflegebedürftig und es geht eigentlich darum, ihnen ein Wohlgefühl zu vermitteln, indem sie das an Lebensqualität, was sie noch haben, auch praktizieren können. Im angeschlossenen betreuten Wohnen, welches direkt von der Gemeinde verwaltet ist, sind Menschen mit einer niedrigeren Pflegestufe, die sozusagen als Backup die Ersthilfe aus dem Pflegeheim beziehen können. Allerdings ist diese Form etwas in den Schatten getreten in den letzten Jahren, weil – zumindest in Vorarlberg – sehr viele Menschen sehr lange zu Hause bleiben mit 24-Stunden-Betreuung, mit mobilem Hilfsdienst oder durch die Hauskrankenpflege. Damit fällt jedoch eine Zwischenstufe vom selbstständig betreuten Wohnen bis zur Pflege weg. **Es ist daher sicherlich nach neuen Modellen zu suchen, wie der Prozess in der Pflegebedürftigkeit gestaltet werden kann und an welchem Platz die richtige Pflege und Obsorge erfolgen kann.**

JL Herr Wissounig, wo liegen die Grenzen von architektonischen Typologien, wenn Alter differenzierter, zum Beispiel über vielfältige Bedürfnisse und als Prozess definiert wird?

in alternsgerechte, barrierefreie Wohnungen zu kommen. Das andere sind die neuen Spezial-Krankenhäuser für geriatrische Pflege. Das kann ich nicht vergleichen und gegenrechnen mit Wohnmodellen, wie Herr Bleier sie beschreibt und die genauso wichtig sind. Es ist etwas anderes, wenn ich 95 und dement bin und niemanden mehr erkenne. Dann ist es unmöglich oder sehr schwierig, dieses selbstbestimmte Leben in einer Gemeinschaft zu haben, wo sich die Leute aussuchen, wer mit ihnen wohnen darf. Es geht immer darum, für den richtigen Fall die richtige Situation, das Richtige zu finden. Wir müssen auch bedenken, dass es ganz viele Menschen gibt, die schon aufgrund ihres Milieus, vielleicht aufgrund von Sprachbarrieren und anderen Einschränkungen gar nicht in der Lage sind, sich in so einem Modell von Wohngemeinschaften zurechtzufinden. Insofern verdamme ich die großen Häuser nicht.

Ich glaube, es geht überall – egal ob klein oder groß, ob für Alte, Schwerkranke oder multipel erkrankte Personen oder für ganz Gesunde und Fitte – darum, sich wohlfühlen. **Die Frage ist, wo fühlt man sich wohl?** Das ist auf der einen Seite sehr individuell. Ich sehe im Idealisieren der Kleinheit, im Zuhause-Bleiben, in der kleinen Gruppe zu sein manchmal ein bisschen zu viel Romantik. Da ist es natürlich ein Unterschied, ob wir im Bregenzerwald sind oder in Wien. Ich denke, als Wiener Seniorin ist man daran gewöhnt, mit großen Einheiten zurechtzukommen.



Sozialzentrum Egg,
lobmaier architekten
ZT GmbH

GE Ich möchte auf das Wort Vielfältigkeit zurückkommen, weil das auch für uns in der Caritas-Pflege eine ganz wichtige Ausgangsposition ist. Die Caritas hat in Wien einige Pflegewohnhäuser, die neu geplant werden und in einer Größenordnung zwischen 60 und 140 Betten sind. Zusätzlich bieten wir in der Zusammenarbeit mit Bauträger:innen betreubares Wohnen an. Da werden kleine barrierefreie Wohnungen direkt vom Bauträger:innen an Senior:innen vermietet, die zusammenwohnen wollen und ein bisschen Unterstützung von den mobilen Diensten der Caritas-Pflege brauchen. Wenn man zusätzliche Pflege braucht, kann man das bei den mobilen Diensten «Pflege Zuhause» dazubuchen, eine Grundbegleitung wird dort geboten. In Entwicklung sind derzeit auch zwei Wohngemeinschaftsmodelle, einerseits das Wohngemeinschaftsmodell Melange für Menschen 55+, die sehr aktiv sind, aber zusammenwohnen wollen. **Die Themen Einsamkeit, Austausch und Gemeinsamkeit sind hier federführend.** Andererseits gibt es noch Wohngruppen, wo schon eine leichte Pflegestufe vorhanden ist und wo der Fonds Soziales Wien seit letztem Jahr eine Art Basis-Paket für diese Wohngemeinschaften fördert. Das ist alles in Entwicklung.

JL Herr Sutterlüty sprach zuvor von der Notwendigkeit, neue Modelle für das Altern und die Gestaltung des Prozesses der Pflegebedürftigkeit zu suchen. Peter Bleier, füllt Ihr Verein eine existierende Lücke?

PB Ich war einmal auf einer Tagung von Pflegekräften in Oberösterreich und da habe ich in einem Kurzvortrag gesagt: «Ich komme nicht aus dem Pflegebereich, sondern ich komme von einer anderen Seite. Ich komme von der Seite der alten Menschen, die so lange wie möglich verhindern wollen, auf Sie angewiesen zu sein.» Und genau das ist das Modell des Vereins kolokation. Wir sind ein soziales Projekt, aber kein Sozialprojekt. Unser Verein schaut, dass Menschen, die aus dem Arbeitsleben kommen, freiwillig oder durch den Tod des Partners alleinstehend sind, eine neue Art von Gemeinschaft erlernen. Wobei diese Menschen weniger den Individualismus erlernen müssen, sondern vielmehr wiederum das Berücksichtigen der Gemeinschaft. Selbstverständlich hat jeder seine voll ausgestattete kleine Wohnung, in der er tun und lassen kann, was er will, aber es ist nicht notwendig, dass jeder in der Küche ein Backrohr und einen Dampfgarer hat, sondern der ist im großen Gemeinschaftsraum,

denn dort befindet sich die Ausstattung, die jeder jederzeit nutzen kann. Hier ergeben sich diese Kontakte, die sich – und das ist unser Ansatz – mit einer Großanlage, wenn überhaupt, dann nur schwer verbinden lassen. Es ist klar, dass ab einer gewissen Pflegestufe – und da bin ich mit Herrn Sutterlüty völlig einig – und ab einer bestimmten Größe Anonymität unvermeidbar ist.

Die Stadt Wien sieht es inzwischen als wichtig an, Gemeinschaft zu fördern und nicht nur Wohnungen zu bauen, um städtisches Leben und ein Gefühl von einem Grätzl¹ zu erzeugen. Es werden viele Versuche zu Wohngruppen für unterschiedliche Altersgruppen, zu Stadt-Wohnzimmern, Gemeinschaftsräumen, die auch von Nachbarn gemietet werden können, gemacht – alles Dinge, die durch die Wohngroßanlagen in den Städten völlig verloren gegangen sind und jetzt mühsam wieder zurückgeholt werden. Wir als Verein sehen uns nicht isoliert, sondern immer als Teil solcher Gruppen. Unser Traum wäre, dass bei jedem größeren städtebaulichen Wettbewerb in der Ausschreibung drinnen steht: ...und einen Hausteil bitte für ältere Menschen, wo sie in einer Wohngruppe zusammenleben können. Ganz wichtig ist eben dieses Erlernen von Gemeinschaft: so viel Individualität wie notwendig und so viel Gemeinschaft wie irgendwie möglich.

WS Das ist auch bei uns ein wichtiger Aspekt: Der Austausch, die Teilhabe am dörflichen Leben in einer ländlichen Gegend. In unserem Haus gibt es sehr große Fenster, die bis zum Boden reichen, und es war eine große Diskussion, ob das den Leuten gefallen wird. Es gefällt ihnen sehr gut, weil sie eben genau die Landschaft, die gewohnte Umgebung durch diese großen Fenster ins Haus holen können. Das ist das eine: das Ansprechen aller Sinne durch die Architektur und Materialisierung in der Ausführung, im Design. Das ist sehr, sehr wichtig. Der Austausch auf persönlicher Ebene erfolgt auch durch Schülerinnen und Schüler, die unser Haus besuchen und zum Beispiel Fenster gestalten. Die Kindergärten machen Musikaufführungen, die Musikschule hat Konzerte im Haus. Wir haben hier eine tolle Kapelle, in der es auch konzertante Aufführungen gibt. Dadurch versuchen wir, das dörfliche Leben ins Haus zu holen und die Leute in jeder Phase ihres Lebens daran teilhaben zu lassen. Die Pflegeheime sollen ja nicht am Stadtrand oder irgendwo außerhalb sein, sondern mitten im Geschehen, weil die Menschen auch mitten im Geschehen sein sollen. Das ist der wichtige Punkt in der Gesamtgestaltung des Lebens im Alter.

DW Jeder Mensch hat irgendwie ein Gefühl für Raum. Zumeist ist es ein unbewusstes Gefühl dafür, wie Materialien miteinander kommunizieren oder was für eine Stimmung in einem Raum entsteht. Ob das eine heitere Stimmung ist, ob es schön hell ist, ob das Tageslicht gut in den Raum kommt oder ob es eher bedrückend ist. In dem Bereich der Pflegehäuser, die vorwiegend auf Demenzkranke ausgerichtet sind, geht es ganz besonders darum, alle Sinne anzusprechen. Der bewusste Einsatz von Materialien oder, wie wir es auch gerne versuchen, von Atrien, wo sich vielleicht ein Wintergarten abbildet, wo der Tageslichtverlauf mit den Jahreszeiten erkennbar ist, spielt eine ganz große Rolle.

In unseren Planungen von Pflegeheimen gibt es das Thema, dass sich derjenige, der dort wohnt, trotzdem noch ein Stück persönliche Autonomie behalten möchte. Und das ist bei einem Projekt von uns so weit gegangen, dass die Idee entstanden ist, den Vorraum jedes Zimmers als eine Art kleine Stube zu entwerfen, wo der Bewohner, die Bewohnerin jemand anderen aus der Wohngruppe einladen kann, um mit ihm etwas zu besprechen oder zu plauschen. Dieses Abgrenzen zur Wohngemeinschaft sollte Rückzug ermöglichen, auch wenn es schön ist, vor die Tür zu treten und im Wohnzimmer der Wohngemeinschaft zu sein.

GE Ich bin sehr dafür, dass früh sogenannte «soft factors» kommuniziert werden. Bei unserer Planung versuche ich, für das Lebensqualitätskonzept, mit dem die Caritas arbeitet, also mit verschiedenen Faktoren wie Selbstbestimmung, ein gutes Wohnumfeld etc. Aspekte zu formulieren, die mit der Raum-Mensch-Beziehung zu tun haben. Ich versuche, diese Bedürfnisse so darzustellen, dass man diese wichtigen Aspekte in der Typologie – von Basis-Grundrissen bis zur Detaillierung in der Möbelplanung – hervorhebt. Es geht um ganz einfache Dinge, die trotzdem in vielen Pflegeheimen fehlen. Das Wohnen soll mehr in den Vordergrund kommen und die funktionale Pflege weniger sichtbar werden. Es wird versucht, mit kleinen Dingen diese Selbstbestimmung, die bei vielen Bewohnerinnen und Bewohnern im Pflegeheim sehr reduziert ist, innerhalb vom Pflegewohnhaus durch eine gewisse Wahlmöglichkeit in den Räumlichkeiten zu ermöglichen.

Da geht es oft um kleine Dinge wie eine Sitznische, wo man sich mit einer Angehörigen zurückziehen kann. Dies funktioniert wirklich gut und ist nicht nur ein Sessel am Gang. Es passiert oft, dass eine Sitznische

im Plan eingezeichnet wird und dann stehen im Alltag dort Hebelifter und andere Gegenstände, weil zu wenig Abstellräume geplant sind. Es gibt ganz viele Hilfsmaterialien, die man in der Pflege wirklich benötigt. Für diese Gegenstände muss Stauraum mitbedacht werden.

58 FL Frau Ebbinge hat etwas sehr Wichtiges angesprochen: die Sichtbarkeit des Pflegeaspekts oder vorzugsweise die Unsichtbarkeit des Pflegeaspekts. Meine Erfahrung – egal ob in großen städtischen Häusern, in kleineren am Land oder in Senioren-Wohngemeinschaften und betreuten Wohngruppen – ist, dass alle innerhalb ihrer Typologie meist das gleiche Anforderungsprogramm von einem sozialen Träger oder einem Bauträger gestellt bekommen. Wenn man jedoch die Projekte besucht, an die eigentlich ein und dieselbe Aufgabe gestellt wurde, dann präsentieren sie sich ganz unterschiedlich. Ich brauche überall Rampen, um Höhenunterschiede zu überwinden. Ich brauche Handläufe. Es ist vor allem im geriatrischen Bereich wichtig, Kontraste zwischen Wand- und Bodenflächen zu haben, damit man sich besser orientieren kann. Und dann gibt es aber Häuser, wo ständig dieser hässliche Handlauf oder diese Rampe präsent sind. Wo ich mich selbst als gesunder, jüngerer Mensch schon defizitär fühlen würde, wenn ich die Rampe nehmen müsste. Oder wo die Kontraste zwischen Wand und Boden in so einer Geschmacklosigkeit abgehandelt werden, dass es einfach hässlich anzusehen ist. Man muss darauf achten, Menschen nicht schon ein Gefühl des Defizits zu geben, nur weil sie sozusagen dazu verdammt sind, diese Dinge zu benutzen. Es geht auch anders. Das sollten Auftraggeber:innen und Nutzer:innen an die Architekt:innen kommunizieren. Das ist es auch, was das Bauen zur Baukunst oder zur Architektur macht: dieses Verständnis und dieses Einfühlen in menschliche Bedürfnisse. Deshalb fällt es mir auch schwer, in eine Typologie-Diskussion – wie viele Flächen und wie viele Leute brauche ich? – zu gehen. Wenn es gut gemacht ist, können vielleicht 40 Menschen gedeihlich in einer Wohngruppe zusammenleben. Wenn es schlecht gemacht ist, kriegen vier irgendwann einen Lagerkoller, dass man sie wahrscheinlich trennen muss, weil das Umfeld so hässlich ist. Ich erachte nach wie vor sowohl die Typologie als auch die Form der Betreuung für ... nicht für sekundär, das sind wichtige Strukturen, aber für eine Aufgabe der Sozialpolitik. Das andere ist die Aufgabe von Architekten und Auftraggebern.

Feuerstein, Christiane; Leeb, Franziska (2015). Generationen Wohnen: Neue Konzepte für Architektur und soziale Interaktion. München.

Enßle, Friederika; Helbrecht, Ilse (2018). Ungleichheit, Intersektionalität und Alter(n) – für eine räumliche Methodologie in der Ungleichheitsforschung, Geogr. Helv., 73, S. 227–239.

Hülsen-Esch von, Andrea; Seidler, Miriam; Tagsold, Christian (2013). Methoden der Alter(n)sforschung: Disziplinäre Positionen und transdisziplinäre Perspektiven. Bielefeld.

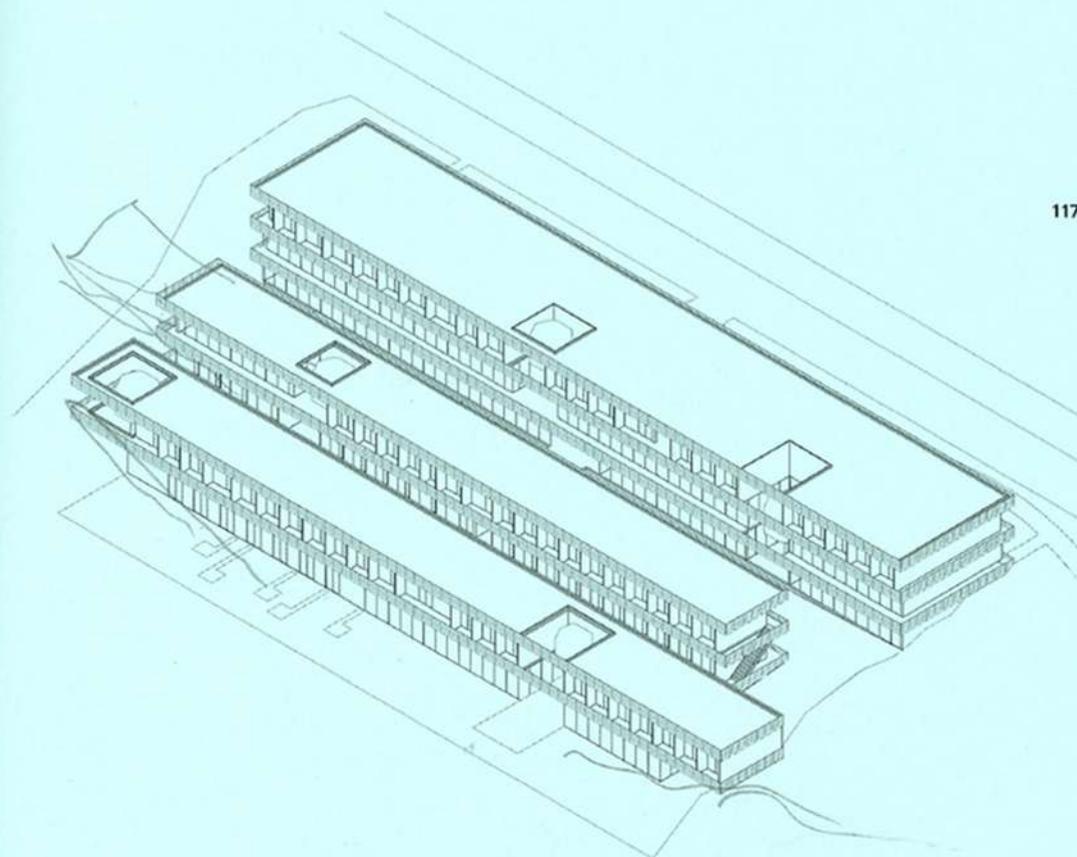
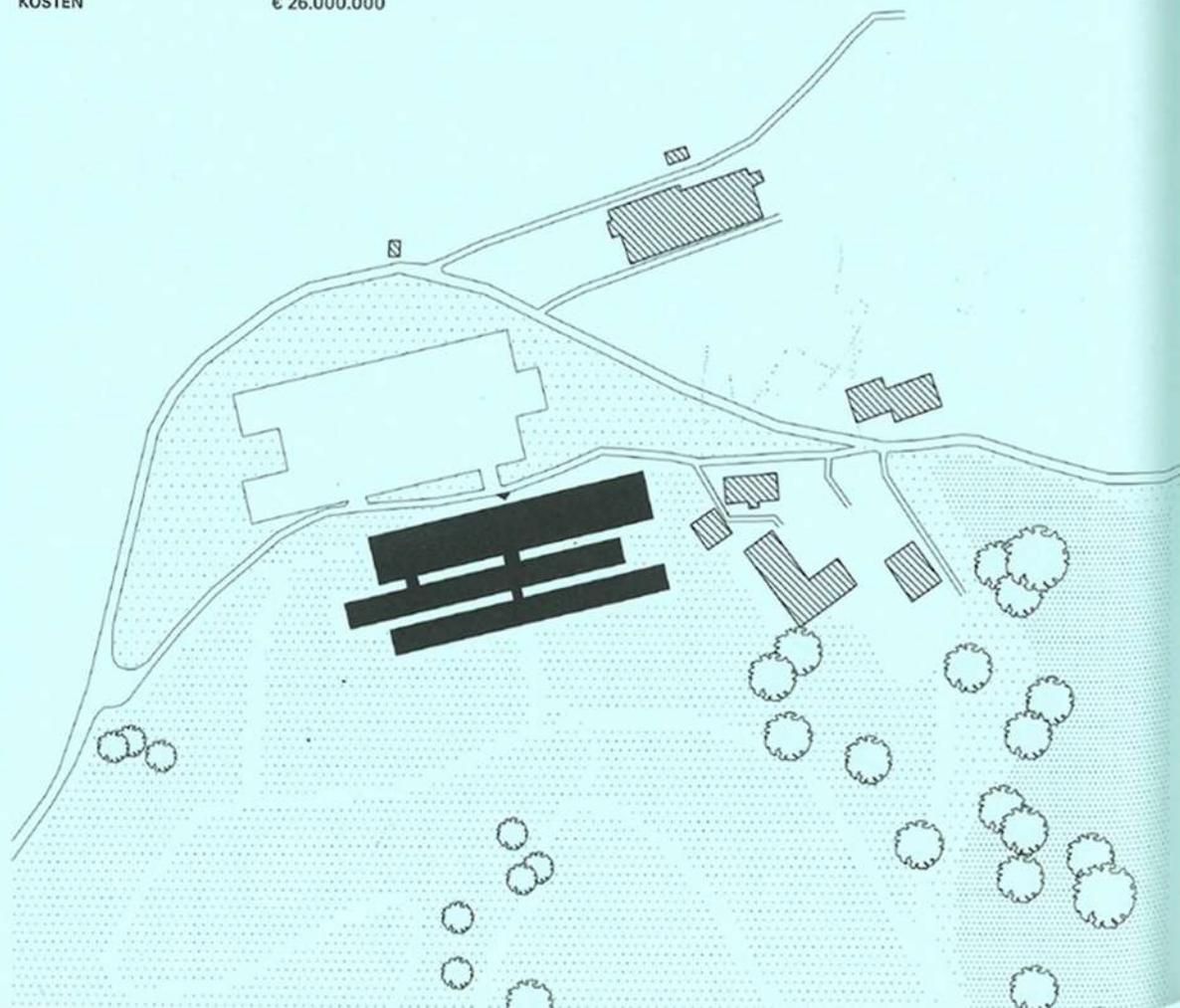
Lehner, Judith M; Gabauer, Angelika (2020). Alltagsinfrastrukturen des Alter(n)s. Zur Erweiterung methodischer Zugänge für die Planung. In: T. Dillinger et al. (Hg.): Jahrbuch Raumplanung 2020. 50 Jahre Raumplanung an der TU Wien Studieren – Lehren – Forschen. Wien

Tronto, Joan C. (2015). Who Cares? How to Reshape a Democratic Politics. Ithaca/ London.

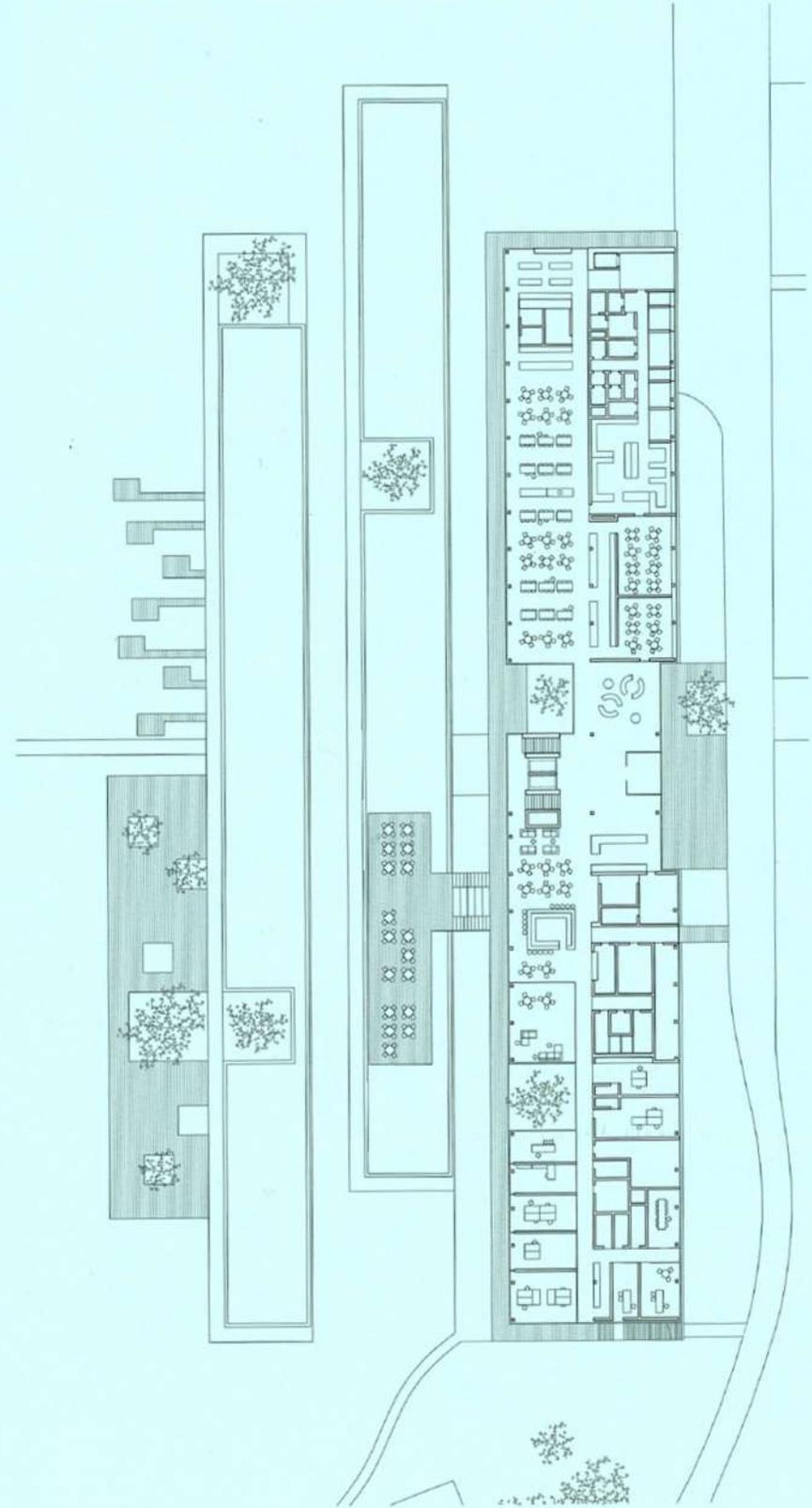
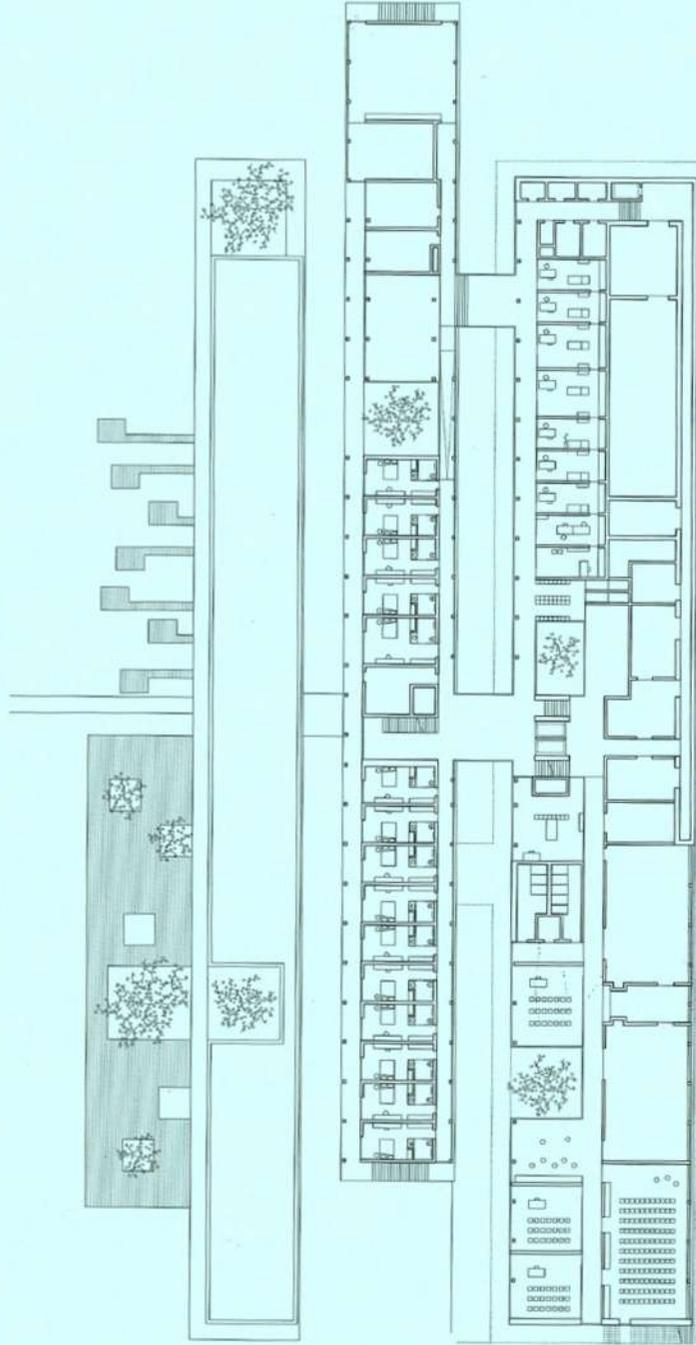
Same same but different?

FUNKTION	Kompetenzzentrum für stationäre Gesundheitsförderung und Prävention
ORT	Graz
EINWOHNER:INNEN	291.134
GEMEINDEFLÄCHE	128 km ²
BUNDESLAND	Steiermark
ADRESSE	Haideggerweg 38
FERTIGSTELLUNG	2019
BRUTTOGESCHOSSFLÄCHE	13.500 m ²
KOSTEN	€ 26.000.000

ARCHITEKTUR	Dietger Wissounig Architekten ZT GmbH
BAUHERRSCHAFT	BVAEB – Versicherungsanstalt öffentlich Bediensteter, Eisenbahnen und Bergbau
VERFAHREN	EU-weit offener zweistufiger Realisierungswettbewerb
BETREIBERIN	BVAEB – Versicherungsanstalt öffentlich Bediensteter, Eisenbahnen und Bergbau

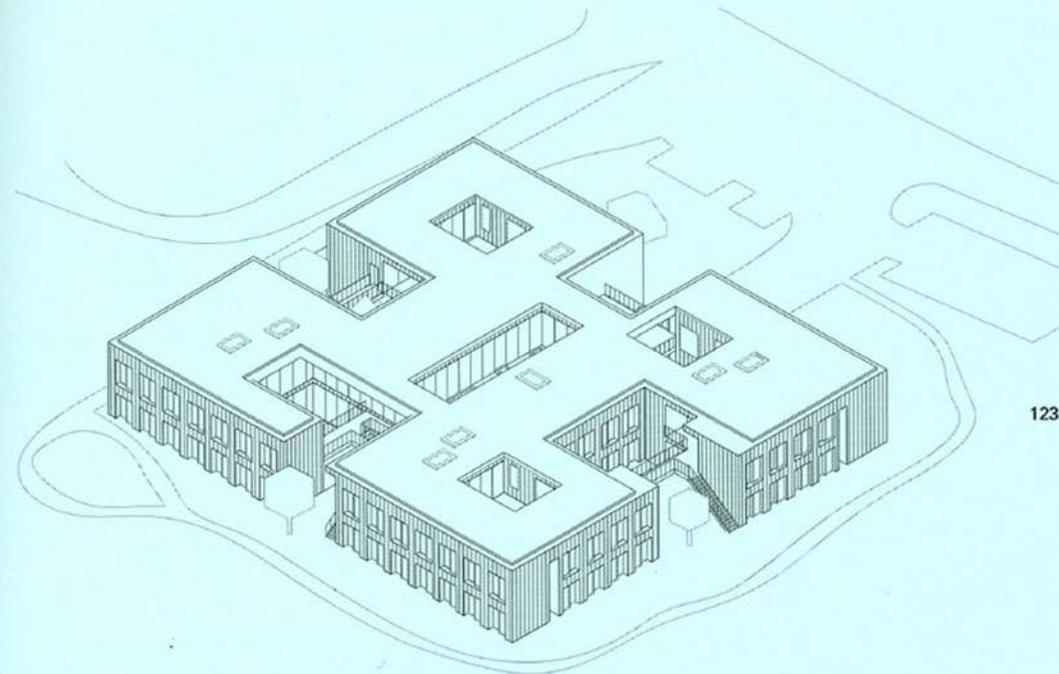
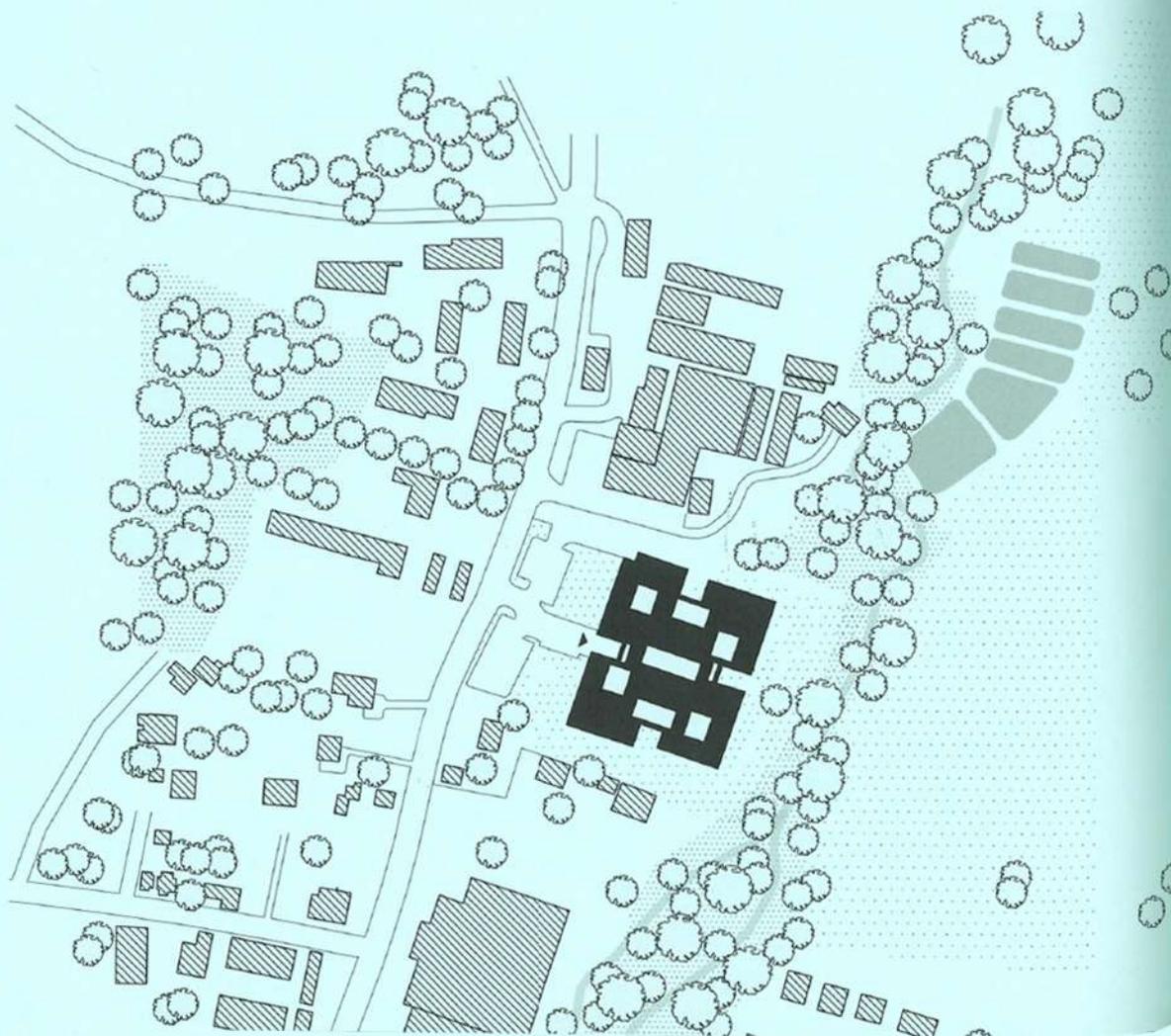


Im Umland von Graz in ruhiger Lage befindet sich das Gesundheitszentrum Josefhof, eine Einrichtung für stationäre Gesundheitsförderung und Prävention. Drei horizontal gestaffelte Baukörper mit 115 Metern Länge fügen sich in die hügelige Topografie und bieten Platz für 50 Zimmer in Holzmodulbauweise sowie eine interne Ambulanz und Bewegungs- und Therapieräumlichkeiten. Ausblicke und Durchblicke stellen eine Verbindung zu den Wäldern und Wiesen in der Umgebung her. Schwellenlose Übergänge verknüpfen Innen und Außen.

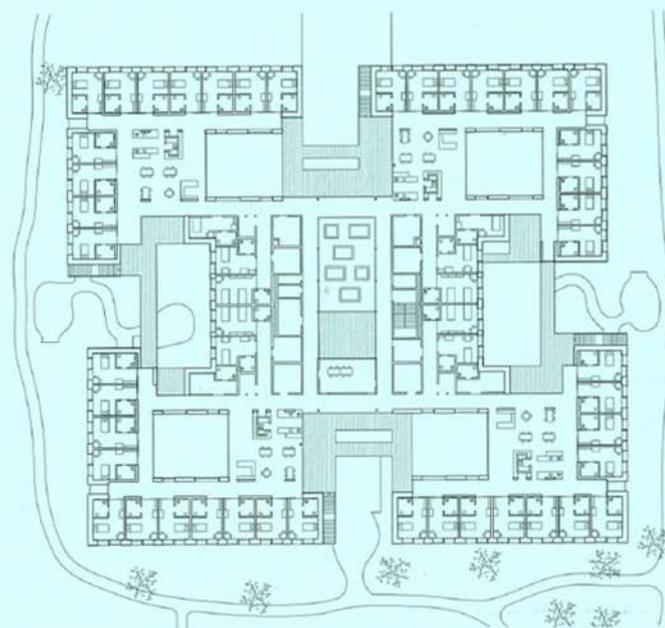


Altenpflegeheim Erika Horn Graz

FUNKTION	Pflegeeinrichtung	ARCHITEKTUR	Dietger Wissounig Architekten ZT GmbH
ORT	Graz	BAUHERRSCHAFT	Gem. Wohn- und Siedlungs- genossenschaft Ennstal reg.m.B.H Liezen und Grazer Geriatrische Zentren
EINWOHNER:INNEN	291.134	VERFAHREN	Geladener einstufiger Realisierungswettbewerb
GEMEINDEFLÄCHE	128 km ²	BETREIBER	Grazer Geriatrische Zentren
BUNDESLAND	Steiermark		
ADRESSE	Stattegger Straße 100		
FERTIGSTELLUNG	2015		
BRUTTOGESCHOSSFLÄCHE	6.950 m ²		
KOSTEN	€ 11.000.000		



M 1:1000 / OG



Das Pflegeheim befindet sich auf einem parkartigen Grundstück an einer Ausfahrtsstraße im Norden von Graz, in der Nähe des Andritzbaches. Es ist ein zweigeschossiges Gebäude, konstruktiv fast vollständig in Holz ausgeführt (lediglich Brandsschutzschotten in Stahlbeton waren zwischen den Zimmern notwendig) mit vier Gebäudeflügeln, die um einen zentralen «Dorfplatz» gruppiert sind. Dieser ist Treffpunkt mit Café, Friseur und Andachtsraum und eignet sich für Veranstaltungen für Bewohner:innen und Besucher:innen. Teilweise gedeckte Umgänge im Bereich der Atrien und ein unmittelbarer Bezug zu Wiese und Bach verleihen dem Haus besondere Qualitäten.